

Östliche Empirie mit westlichen Methoden
Bericht zur Tagung: Oral History und (post)sozialistische Gesellschaften
Tagungshaus Wiesneck bei Freiburg, 3.-5.11.2005

Nachdem die Oral History die schwersten Gefechte um Anerkennung in Westeuropa inzwischen hinter sich gebracht hat, etabliert sie sich in den letzten Jahren konzeptionell als eigenständiger Teilbereich der Historiographie auch in Osteuropa. Das belegten die zahlreichen Teilnehmer aus Staaten des ehemaligen sowjetischen Herrschaftsbereichs, die methodisch und empirisch eine Menge verschiedener Ansätze und Forschungsfelder bearbeiten. Die von der ZEIT-Stiftung und der Fritz-Thyssen-Stiftung für Forschungsförderung großzügig unterstützte, international besetzte, von Julia Obertreis (Historisches Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Lehrstuhl für Neuere und Osteuropäische Geschichte) und Anke Stephan (Abteilung für Ost- und Südosteuropäische Geschichte der Universität München) umsichtig und engagiert veranstaltete Tagung brachte neben in ihrem Feld etablierten Wissenschaftler/innen aus der Geschichtswissenschaft, Ethnologie, Soziologie und Anthropologie viele Promovierende und gerade Promovierte zusammen, mit der in diesem Zweig der Forschung üblichen, deutlichen weiblichen Mehrheit der Fachvertreter/innen. Mit einigen einleitenden Bemerkungen umriss Anke Stephan (München) das zu beackern- de Feld der dreitägigen Zusammenkunft:

- Das Gegen- und Nebeneinander verschiedener Gedächtnisse in ihren nach Geschlecht, Generation und Sozialstatus spezifischen Erinnerungen aufzuspüren,
- Kontinuitäten und Brüchen in den Biographien ausgewählter Bevölkerungs- oder Statusgruppen, insbesondere von Tätern und Opfern, im Wechsel der Systeme nachzugehen sowie
- individuelle Aneignungen staatlicher und institutioneller Verarbeitungsangebote der Vergangenheit auszumachen.

In seinem Eröffnungsvortrag präsentierte Alexander von Plato (Lüdenscheid) empirisch und methodisch existierende Vorarbeiten und stellte notwendige zukünftige Ausrichtungen einer zur Erfahrungsgeschichte erweiterten Oral History heraus. Neben den äußerlich feststellbaren Brüchen in Systemen wie Lebensverläufen gelte es, die – erst aus der gesamten Lebensgeschichte zu erschließenden – „Veränderungen in den Haltungen und Orientierungen“ aufzuspüren. Die biographische Entwicklung verlaufe dabei nie exakt gleichzeitig mit der politisch-gesellschaftlichen. Methodisch bezieht die Erfahrungsgeschichte ihre Stärke besonders aus dem Vergleich – nach Geschlecht, Status und Alter verschiedener Befragten- und Befragtengruppen, durch Heranziehen anderer Quellengattungen und länderübergreifenden Untersuchungen.

Sektion I: Systemwechsel, Identitätskonstruktionen und aktuelle Debatten um die Vergangenheit

Dieses Panel markierte den Einstieg in die Untersuchung der Wechselwirkungen von Systemwandlungen und deren biographischen Verarbeitungen. Die Spannung zwischen individueller und kollektiver Erinnerung betonte Kobi Kabalek (Berlin) in seinem Beitrag. Mit Bezug auf Ginzburgs mikrogeschichtliches Konzept der 'Spurensuche' zeigte er in den Aneignungen der NS-Vergangenheit auf, wie ostdeutsche Jugendliche sich persönlich textuelle und filmische Quellen erschließen. Die Stärke des mikrogeschichtlichen Blicks ist leider insofern ambivalent, als die fein herauspräpa-

rierte Anatomie der Beziehung von individuellen Erinnerungen und einzelnen Quellen methodisch in der Luft hängen zu bleiben droht, weil eine makrogeschichtliche Einordnung sehr schwer fällt.

Die Auswirkungen der innerdeutschen Systemtransformation 1989/90 anhand der Lebensläufe älterer Menschen in Leipzig stellte Christien Muuse (Amsterdam) dar. Die Wende erscheint in vielen dieser Lebensläufe als Lücke, die mit einer nostalgisch grundierten Vergangenheitsbetrachtung überbrückt wird. Der Topos der „(Un-)Gerechtigkeit“ dient als normativer Bezugsrahmen, innerhalb dessen biographische Erzählungen entwickelt werden. Die Beziehungen zwischen Individuen und Narrativen werden auffallend oft in einem kontrastierenden Verständnis von „hier“ (Osten) und „dort“ (Westen) verräumlicht hergestellt. Sidonia Grama (Cluj) analysierte die gegenwärtigen Deutungskämpfe um die gewaltsamen Auseinandersetzungen in Timisoara/Rumänien während des Zusammenbruchs des Kommunismus, in denen sich bis heute die politische Grundierung der verschiedenen Stränge der Erinnerung zeigt. Maike Wulf (London) stellte in ihrem Vortrag die Auswirkungen von Fremdherrschaft auf kollektive Identitäten am Beispiel estnischer Historiker heraus, wobei sie die Relevanz sozialer und generationeller Widersprüche unterhalb der vereinfachenden Gegenüberstellung eines sowjetrussischen und eines estnischen Gedächtnisses betonte.

Ulrike Jureit (Hamburg) äußerte in ihrem Kommentar Skepsis an der „Gegenwartsfähigkeit“ der Oral History. Sie postulierte einen zeitlichen „Mindestabstand“ zwischen Ereignissen und einer historiographisch sinnvoll zu analysierenden biographischen Verarbeitung. Zugleich forderte sie analytische Trennschärfe ein, wo die Beschreibung kollektiver Identitäten und der sozialen Verfasstheit individueller Erinnerungen allzu fließend ineinander übergehen. Als Deutungsansatz für Interviews verwies sie auf eine Lesart als „aktuelle Version von Erfahrungsschichtung“, während sie dem kollektiven Gedächtnis den Platz eines „gegenwartsbezogenen, öffentlichen Gemeinschaftserlebnisses“ zuwies. In der Diskussion wurde der Interpretationsspielraum von Interviews näher ausgelotet. Das „signifikante Misslingen“ in der biographischen Selbstpräsentation kann dabei wichtigere Hinweise als eine „gelungene“ Erzählung liefern. Gleichzeitig ist in biographischen Erzählungen häufig ein Gerüst festzustellen, das jenseits aller Aktualisierungen und situativen Elemente die narrative Darstellung strukturiert. Dabei muss aber auch der starke Einfluss äußerer Institutionen auf individuelle Erinnerungen in den Blick genommen werden.

Sektion II: Das Erbe der Emanzipation „von oben“: Weibliche Erfahrungen und Geschlechterrollen im Sozialismus und Postsozialismus

In der zweiten Sektion stand der geschlechterspezifische Zuschnitt der Vorträge im Mittelpunkt. Anna Tichomirova (Bielefeld/Berlin) untersuchte den Modekonsum sowjetischer Mittelschichtfrauen in der sowjetrussischen Provinz, für die das Zentrum Moskau gleichzeitig Referenzpunkt und einen Gegenstand negativer Abgrenzung darstellte. Kleidung wurde zum Zeichen räumlicher Distinktion, wobei sich vor allem in der Breshnev-Ära eine Konsumentenidentität in der Provinz herausbildete, die das Zentrum als Distinktions-Reservoir nutzte, aus dem „feine Unterschiede“ an der Peripherie abgeleitet wurden.

Den Wandel der Geschlechterrollen von Arbeiterinnen im Systemwandel in Bulgarien betrachtete Dilyana Ivanova (Ruse). Der migrationsbedingte Kulturschock der

aus ländlichen Gegenden stammenden Frauen durchzieht die biographischen Präsentationen. Diese sind um die Berufsvita herum zentriert und von der Übernahme als männlich definierter Rollenelemente geprägt. Unabhängig vom Systemwandel müssen die Frauen allerdings parallel weiterhin auch „klassisch weiblichen“ Zuschreibungen gerecht werden.

Oksana Kis (Lviv) trug ihre Beobachtungen der regional verschiedenen Geschichtsbilder ukrainischer Frauen vor. Im Westen reicht das kommunikative Gedächtnis noch sehr stark in die vorsowjetische Zeit bis 1939 zurück, ein Bezugspunkt, der im Süden und Osten des Landes nicht mehr vorhanden ist. Während die Sowjetunion im Westen eher als Verlustgeschichte einer unabhängigen Vergangenheit präsentiert wird, ist es in den anderen Landesteilen eher ihr Untergang, durch den Stabilität und soziale Sicherheit verloren gegangen sind. Michaela Potancokova (Prag) stellte ihre Forschungen zu Gebärerfahrungen slowakischer Frauen von 1970 bis zur Gegenwart vor, in denen sich zeigte, wie mütterliche Vorbilder als positiv oder negativ adaptierte dauerhafte Orientierung wirken. Für die eigene Positionierung ist auch das soziale Umfeld maßgeblich, von dem auch erheblicher Normerfüllungsdruck ausgehen kann. Yulia Gradszkova (Stockholm) interpretierte Erzählungen sowjetischer Frauen über ihr Rollenverständnis daraufhin, wie im sowjetischen Alltag der 1930er bis 1960er Jahre Begriffe von Ethnizität ausgehandelt wurden und der komplizierte Weg der Sowjetunion in die Moderne repräsentiert wird.

Natali Stegmann (Tübingen) betonte in ihrem Kommentar, wie sehr die Kommunizierbarkeit von Erfahrung von kultureller, sozialer und generationeller Nähe bzw. Distanz beeinflusst werde. Sie hob die Bedeutung der Oral History hervor, mit der diskursbedingte politische Formierungen und soziale Homogenisierungen zumindest ex post aufgebrochen werden könnten. Der Genderaspekt sei dabei als wesentliches Element bisher in der Forschung ebenso zu wenig berücksichtigt worden wie die „Emanzipation von oben“ in den realsozialistischen Systemen. Methodisch zeigte sich, dass die Geschlechtergeschichte weiterhin ihre Dynamik eher aus dem Herausarbeiten des Besonderen von – meist weiblichen – Alltagsrealitäten bezieht und weniger im komplexeren, unübersichtlicheren Korrelieren weiblicher und männlicher Erfahrungen in geteilten, aber abgrenzbaren Erfahrungsräumen sucht, in denen Beziehungen, Hierarchisierungen, biographisch und sozial konstruierte Verhältnisse gestaltet werden.

Sektion III: Konkurrierende Geschichtsbilder: öffentliches und privates Erinnern, regionale und nationale Identitäten

Das dritte Panel thematisierte die Gemengelage verschiedener Erinnerungen und ihre bis heute andauernde Rivalität im öffentlichen Raum. Silvija Kavcic (Berlin) thematisierte die Schwierigkeiten slowenischer Überlebender des Frauen-KZ Ravensbrück, mit den Um- und Neubewertungen der Geschichte des Zweiten Weltkriegs seit der Eigenstaatlichkeit fertig zu werden. Während sie sich zur Legitimation ihrer eigenen Position weiterhin auf die organisierte Widerstandsarbeit im Lager berufen müssen und sich die individuellen Erzählungen nur zögerlich aus gewachsenen Narrativen lösen, stehen sie gleichzeitig der in ihrem gesellschaftlichen Umfeld beginnenden Rehabilitation von Kollaborateuren kritisch gegenüber. Dabei stehen sie aber auf einem schwachen sozialen Fundament.

Die Koexistenz finnischer und russischer Erinnerungen an die während des Zweiten Weltkriegs mehrfach wechselnden Besatzungen der Grenzregion Karelien untersuchte Ekaterina Melnikova (St. Petersburg). Trotz der erbittert geführten militärischen Konfrontation entwickelte sich bei den russischen Neubewohnern der Region während der Sowjetzeit eine gewisse Faszination für finnische Hinterlassenschaften, seit dem Ende der Sowjetunion ist sogar ein gemeinsames Opfergedenken und eine kooperative historische Aufarbeitung möglich.

Volha Shatalava (Warschau) arbeitete in ihren Interviews belarusischer Dorfbewohner/innen die Funktion mündlicher Geschichte für die Identitätsbildung heraus. Dabei zeigte sich in den individuellen Identifikationsmustern entlang der Gebietsverschiebung ins östliche Polen eine mentale Ost-West-Teilung des Landes, da im Westteil die eigene lokale und nationale Identität wesentlich schärfer akzentuiert wird. Gleichzeitig rekurren private Selbstkonstruktionen weiterhin stark auf soziale Exklusionen von Juden und Tartaren und auf eine massive Abgrenzung gegenüber Kollaborateuren und Verrätern während des Krieges.

Marianne Kamp (Laramie) kam bei ihrer Untersuchung der Auswirkungen der Kollektivierung in der Sowjetunion in den Erzählungen der usbekischen Landbevölkerung zu der Einschätzung, dass die Sowjetisierung Usbekistans bis heute einen großen Einfluss auf die Selbstdarstellung ausübt. Eva Maeder (Zürich) ging in ihrem Beitrag am Beispiel der „Altgläubigen“ in der Sowjetunion der Integration religiöser Selbstbeschreibungen und kommunistischer Alltagserfahrungen nach, die dazu dienten, religiöse Traditionen zu legitimieren und traditionelle Geschlechterrollen festzuschreiben.

Daniela Koleva (Sofia) markierte in ihrem Kommentar anhand zentraler Postulate der Oral History wichtige Problemfelder. Wenn Oral History eine Stimme verleiht, stellt sich die Frage, welche Stimme in der Gemengelage konkurrierender öffentlicher Narrative Forscher/innen tatsächlich zu hören bekommen, anders gesagt, wer genau die Akteure dieser Erinnerung sind. In der Diskussion wurde die Parallelität konkurrierender Erfahrungen und unvermittelter Elemente in privaten Erinnerungen betont. Wichtig ist, den Einfluss der Samplebildung darauf, wem eine Stimme verliehen wird, zu beachten. Konflikte wurden z.B. in den Befragtengruppen der vorgestellten Arbeiten überwiegend ausgeblendet oder harmonisiert, was auch auf einen 'Nostalgiefaktor' in den Erinnerungen alter Menschen zurückzuführen ist.

Sektion IV: Opfer und Täter: Erfahrungen mit repressiven Systemen

Spezifische Verarbeitungen von Opfer- und Tätererfahrungen waren das Thema der vierten Sektion. In ihren Interviews mit DDR-Verfolgten, die in der Gedenkstätte Hohenschönhausen Führungen anbieten, ermittelte Anselma Gallinat (Durham) ein starkes Bestreben der Befragten, die eigenen Lebensläufe von „schmutziger“ Politik freizuhalten. Auf Herausforderungen ihrer Darstellung reagierten die Zeitzeugen meistens mit Abgrenzung oder Rückzug auf ihre – zumindest in der Selbstwahrnehmung – moralisch herausgehobene Position. Häufig versuchten sie, ihre tragischen Erfahrungen narrativ mit unverfänglichen Alltagsbegebenheiten zu verweben.

Alexey Golubev (Petrozavodsk) stellte in seiner Befragung von Personen, die in der Nachkriegszeit vom NKWD/KGB behelligt wurden, fest, dass biographische Brüche oft mit Lücken oder Unterbrechungen in Erzählungen korrespondieren. Während bei finnischen Interviewpartner/innen die traumatisierenden Erfahrungen eher

noch in kohärenten Narrationen aufgehoben sind und eine Rechtfertigung für späteres Handeln abgeben, sind sie bei russischen Befragten eher zu isolierten Elementen in der Lebensgeschichte geworden, die aus der Erzählung ausgeschlossen werden.

Smaranda Vultur (Timisoara) hob auf den inhaltlichen Kontrast zwischen Akten des rumänischen Geheimdienstes und Aussagen Betroffener ab. Während die Unterlagen eine legitimierende Lesart von Ereignissen anbieten, beharren die Opfer darauf, dass die Wahrheit wiederhergestellt werden müsse. Die vom Geheimdienst geschaffene Parallelwelt entwickelte durch ihre spezifische Terminologie noch eine zusätzliche Eigendynamik. Durch ihre jahrzehntelange Dominanz gelang es dem Geheimdienstjargon teilweise, die biographischen Präsentationen zu „infiltrieren“.

In seinen Interviews mit ehemaligen KP-Mitgliedern in Mittelosteuropa fokussierte James Mark (Exeter) auf die Präsentation antifaschistischer Narrative, die Lebensentscheidungen plausibilisieren, und auf die rechtfertigende Funktion späteren Leidens nach dem Parteiaustritt für früheres affirmatives Verhalten. In der Verarbeitung der Vergangenheit begegnete ihm eine starke intergenerationelle Konfrontation, wobei den Älteren vor allem die Erinnerung an die Leistungen der Roten Armee und die Verbrechen der Nazis zentrales Anliegen bleibt. Patricie Hanzlova (Brno) plädierte für den Begriff ‘Verschiebung’ (Displacement) in der Diskussion über die Situation der deutschen Minderheit in der ehemaligen Tschechoslowakei nach 1945, um diejenigen, die im Land verblieben, einschließen zu können. In den von vielfältigen Diskriminierungen geprägten Nachkriegsbiographien zeigen sich bemerkenswerte „Strategien des Trauma-Managements“.

Mary Beth Stein (Washington) wies in ihrem Kommentar auf die komplexe Beziehung zwischen Erfahrung und Erzählung hin. Einerseits hilft das Interview den Befragten, sich selbst als Subjekte wiederanzueignen. Andererseits schafft die Interpretationsfolie eines starren Opfer-Täter-Gegensatzes unnötige analytische Blockaden und unterschätzt die Attraktivität des Opferstatus zur Selbstdeutung in Zeiten von materieller Entschädigung und gesellschaftlicher Anerkennung. Demgegenüber wurde in der Diskussion darauf hingewiesen, dass die persönliche Reklamation des Opferstatus meistens mit Unbehagen einhergehe und drohe, die Handlungsfähigkeit der Betroffenen zu vernachlässigen. Hingewiesen wurde auch auf die interpretative Spannung zwischen einem über Jahre hinweg fixierten Gerüst der Biographie und dessen situativer Gestaltung im Interview, in Abhängigkeit von szenischen, textuellen, sozialen und politischen Rahmenbedingungen.

Sektion V: Alltag im Sozialismus – Spielräume in der Diktatur

Die verschiedenen Möglichkeiten der Verarbeitung gemeinschaftlicher, vergangener Alltagswirklichkeiten standen im Zentrum des fünften Panels. Die Entdeckung des „Schlangestehens“ als Metapher für den rumänischen Alltag der 1980er Jahre präsentierte Simina Radu-Bucurenci (Bukarest). Dabei traten Ambivalenzen zwischen entstehenden Freiräumen zur Versammlung und Systemkritik und einem fortgesetzten Gefühl der Bedrohung zu Tage. Bei intellektuellen Befragten zeigte sich, dass der Bezug zum Alltag häufig nur in symbolisch überhöhter Weise herstellbar war, so im Bezug auf das „Anstehen im geistigen Sibirien“.

In seiner Studie über zivilgesellschaftliche Elemente im Ungarn der 1970er und 1980er Jahre beschrieb Tamas Kanyo (Budapest) die bis in die Forschung hineinreichende Langlebigkeit etablierter Deutungsmuster der ungarischen Geschichte, was er

auf „fehlende diskursive Reibung“ in der formierten sozialistischen Öffentlichkeit zurückführte. Zivilgesellschaft erschien – bedingt durch ein im Stalinismus angehäuften „Angstkapital“ – in Ungarn als ein kaum wahrgenommener Mangel. Erst die nachwachsende Generation realisierte diesen Mangel und begann, ihn zu überwinden.

Blanka Koffer (Berlin) stellte ihre Forschung über die Berufs- und Lebenswege von Ethnograph/innen aus der DDR nach 1989 vor. In ihren Erzählungen erscheint die Wende zumeist als belastende Erfahrung, die 1990er Jahre werden als Verlust von Spielräumen und Freiheiten präsentiert. Die individuellen Präsentationen werden von scharfen gesellschaftlichen Konfrontationen strukturiert, die Erfolgsgeschichten nur am Rand sichtbar werden lassen. Die Selbstbeschreibung des Alltags tschechischer Intellektueller als „Leben im Dissidenten-Ghetto“ untersuchte Jana Noskova (Brno). Diese Stilisierung gegenüber einer als „graue Zone“ charakterisierten Mehrheitsgesellschaft führte dazu, dass das Motiv des „Brückenbaus“ zwar zum zentralen Motiv des Erinnerns wurde, jedoch des Erinnerns an ein Scheitern am gegenseitigen Verständnis. Kirsti Joesalu (Tartu) hob in ihrer Untersuchung über das Alltagsleben in Estland hervor, dass lebensgeschichtliche Erinnerungen an die Kriegs- und Nachkriegszeit von Mangel und Repressionen geprägt sind, während für die sozialistische Zeit eher Narrative der Stagnation, des Leidens, des ungelebten Lebens und der Nostalgie dominieren.

Der Kommentar von Dorothee Wierling (Hamburg) pointierte das Erlebnis des Alltags als Widrigkeit für die untersuchten sozialen Gruppierungen, der mit den in sich bereits widersprüchlichen „Drehbüchern“ biographischer Erzählungen zusätzlich nur bedingt kompatibel ist. Weiterhin wies sie auf ein vorhandenes ironisches Potential des häufig konstatierten nostalgischen Grundzugs in realsozialistischen Biographien hin, das – bedingt durch die generationelle Konfrontation in der Interviewsituation – zu wenig in Betracht gezogen wird. Darüber hinaus konstatierte sie für die häufig monolithisch verwendete Deutungsschablone „Sowjetzeit“ einen unverändert bestehenden Differenzierungsbedarf. In der Diskussion wurde die Fremdheit zwischen Interviewer/in und Interviewpartner/in als Chance ausgelotet, die das Gespräch von scheinbar selbstverständlichen Vorannahmen freihalten kann. Die Brüchigkeit der Selbstpräsentationen führt bisweilen sogar dazu, dass die Zeitzeug/inn/en sich selber mit Unverständnis begegnen. Der weiterhin oft bestehende Anspruch der Oral History, dabei „verborgene Geschichten“ zum Vorschein zu bringen, läuft allerdings Gefahr, einen inzwischen kaum mehr haltbaren direkten Wahrheitsbezug und eine schlüssige Homogenität der Erzählungen zu postulieren. Die zu Tage tretenden Brüche sollten als biographische Wendepunkte analysiert und immer auch im Verhältnis zur Makrogeschichte gesehen werden.

Abschließend betonten die Veranstalterinnen die Relevanz der Oral History für die Rekonstruktion des Alltags als Geschehen und Erfahrung. Dabei bleibt es ein Hauptanliegen, die Zusammensetzung biographischer Präsentationen aus fixiertem Selbstverständnis, erfahrungsbasierter Transformation und situativer Anpassung hinsichtlich ihrer Anteile genauer zu bestimmen. Der Blick auf die ehemaligen Volksrepubliken bestätigt, wie sehr private Erzählungen auf öffentliche Diskurse verwiesen sind. Darin wird einerseits das Fortwirken realsozialistischer Denkmuster über die Systembrüche hinaus sichtbar, die aber andererseits ständig durch eigensinnige Aneignungen dynamisiert werden. Empirisch konnte die Tagung vor allem die zwischen verschiedenen Gedächtnissen bestehenden komplexen Kräftefelder veranschaulichen und biographi-

sche Entwicklungen im Zusammenspiel mit Systemumbrüchen herausstellen. Bei der Analyse der Aneignungen staatlicher Verarbeitungsangebote zeigt sich weiterhin eine Fixierung auf die Deutungshoheit dieser Angebote, wobei diese Vormacht teilweise auch daraus zu resultieren scheint, dass die Forschenden selber diese allzu homogenisierend interpretieren. Die „Ungleichzeitigkeit“ systemischer und biographischer Brüche blieb eine schwer greifbare Größe in Untersuchungen, die ihre Orientierung vielfach aus dem klar abgrenzbaren Vorher-Nachher des äußeren Systemwandels beziehen. Zu wenig eingelöst blieben auch die methodischen Postulate einer Oral History als Erfahrungsgeschichte. Hier zeigte sich, dass der enge Bezug auf die „Klassiker“ der Oral History westeuropäischer und nordamerikanischer Prägung allein innovative Zugänge nur in Maßen ermöglicht. Die Abstützung erzielter Resultate durch andere Quellenbestände braucht vielleicht auch noch stärker das Bewusstsein, dass der Oral History in der Geschichtswissenschaft ein eigenständiger und höherer Rang zukommt als der einer Hilfswissenschaft der Sozialgeschichte und, dass aber gleichzeitig ihr Verhältnis zur Realgeschichte ein deutlich und mehrfach gebrochenes ist. Vergleiche erscheinen demgegenüber eher als pragmatische, wenn auch notwendige Schritte, um länderspezifische Erkenntnisse auf einer weiteren Ebene analytisch zu bündeln.

Christoph Thonfeld